

Was wir bei Demenz nicht vergessen sollten ...

TAGUNG In Buseck gab es wichtige Tipps zum Umgang mit Patienten / Eindrucksvolle Schilderungen

KREIS GIESSEN (skm). „Wenn man plötzlich den eigenen Lebensgefährten am Krankenbett fixiert und im eigenen Urin liegend vorfindet, bekommt man einen großen Schrecken“, erzählt Thea Moosmann, die die stationären Erlebnisse ihres demenzkranken Ehemannes noch immer mitnehmen. Mit Dagmar Jung von der Diakonie Hessen spricht sie über diese Erfahrung. Sie schildert eindrucksvoll, was sie erlebt hat. Ihre Worte rüttelt wach. Und darum geht es auch im Busecker Kulturzentrum, wo die Diakonie zum Thema „Mit Demenz im Krankenhaus – und dann?“ eingeladen hatte.



Dagmar Jung im Gespräch mit Thea Moosmann.

Foto: Kurz

Glück gehabt

Ursprünglich sei ihr Mann wegen einer Hauterkrankung ins Krankenhaus gegangen, doch dann wurde zusätzlich die Diagnose Demenz gestellt, berichtet Thea Moosmann. Man habe ihn immer wieder fixiert und ihr nicht erlaubt, ihn zu waschen, bevor ein Pfleger anwesend war. Nur durch eine richterliche Verfügung sei es möglich gewesen, dass sie ihren Ehemann nach einiger Zeit mit nach Hause nehmen und ihn dort pflegen durfte. „Zu diesem Zeitpunkt aß er nicht einmal mehr selbstständig – er musste gefüttert werden“, erinnert sie sich. Der Patient aber hatte Glück: Nach gut zwei Wochen erlangte er seine kognitiven Fähigkeiten zurück. Das sei auch nur möglich gewesen, weil das ältere Ehepaar sich an den Hausarzt gewandt und die Medikamente unter dessen Betreuung abgesetzt hatte.

Drei Tipps

Drei wichtige Tipps hat Dagmar Jung in diesem Zusammenhang für die Angehörigen von Demenzkranken: „Wirklich wachsam sein, wenn ein Demenzkranker ins Krankenhaus kommt.“ Außerdem soll man am besten von Anfang an den Hausarzt über die Medikamente schauen lassen und sich richtig gut über die Rechte als Angehörige informieren.

„Das Krankenhaus ist kein guter Ort für Menschen mit Demenzerkrankung“, sagt Prof. Dr. Andreas Fellgiebel aus der Klinik für Psychiatrie und Psychotherapie der Universitätsmedizin Mainz bei der Busecker Veranstaltung. Die stationäre Versorgung sei oftmals unzureichend. Viel eher könnten in vielen Fällen die Hausärzte die Betreu-

ung der Patienten und Angehörigen übernehmen. Aus dieser Überzeugung hat er ein Modellprojekt ins Leben gerufen, das die Behandlung der Betroffenen nach der stationären Diagnose schnellstmöglich in die Hände des Hausarztes und der Angehörigen beziehungsweise der Pfleger übergibt. Ärzte sollen geschult werden, um Betroffene und deren Angehörige proaktiv psychosozial zu beraten und zu betreuen. „Davon hat die ganze Familie etwas: Sie kann besser mit den Betroffenen umgehen und eine Krise durch Überlastung vermeiden“, erklärt er.

Gerade die weitverbreitete Demenzform Alzheimer würde durch das Konzept frühzeitig entdeckt und behandelt werden können.

Vor 40 Jahren war Demenz noch kein großes Thema. Warum aber ist das Thema heute so aktuell, haben wir Prof. Dr. Fellgiebel gefragt. „Das hängt mit der höheren Lebensdauer zusammen“, erklärt er. „Rund 20 Prozent der Überachtzigjährigen sind von Alzheimer betroffen. Das liegt daran, dass der Alltag immer komplexer wird und weniger Möglichkeit zur Automatisierung besteht.“ Automatisierung bedeutet in diesem Fall einen geregelten, immer wiederkehrenden Ablauf. Hat man beispielsweise die Bankgeschäfte noch vor einigen Jahren persönlich mit dem Bankberater besprochen, muss man

sich nun durch digitale Labyrinth kämpfen. „Ein weiterer ausschlaggebender Punkt ist der Wandel der Familienstrukturen. Dadurch ist es sehr schwierig, kognitive Veränderungen einzuschätzen. Um solche Veränderungen wirklich zu bemerken, müssen Angehörige die Betroffenen jeden Tag miterleben“, erklärt Dagmar Jung von der Diakonie.

Ersatz suchen

Die „Intimität auf Abstand“ habe außerdem eine Vereinsamungstendenz zur Folge. Auf Nachfrage, wie sie sich das Thema Altern in der Zukunft vorstellen könnte und was man jetzt schon dafür tun könne, hat sie eine ganz konkrete Vorstellung: „Wenn die Familienmitglieder sich voneinander entfernen, obwohl soziale Kontakte im Alltag so wichtig sind, sollte man sich eine Art Ersatzfamilie suchen. Das ist zum Beispiel durch Alters-WGs möglich. Es ist wichtig, auch außerfamiliär soziale Netze zu pflegen“, erklärt sie. „Barrierefrei, aber selbstständig: Für Ältere ist das sehr wichtig, Normalität zu erfahren innerhalb einer gewohnten Umgebung“, erklärt sie weiter. Durch die Zusammenschlüsse seien ältere Menschen tendenziell weniger demenzgefährdet.